

Eröffnung von «Alpentöne 2019»
Altdorf 15. August

Aus dem Leben eines Nachspielers

Von Köbi Gantenbein,
Verleger von Hochparterre und Präsident der Kulturkommission des Kantons Graubünden

Fräulein Mettier trug ein Deux-Pieces, hellbraun, gelbgrün oder grauweiss. Wollenes Tuch. Dunkle Strümpfe in Halbschuhen. Sie hatte ihre Haare sorgfältig zu einem lockigen, graubraunen Helm gekämmt. Fräulein Mettier war dünn, ja dürr. Sie kam mir alterslos vor. Sie war meine Klavierlehrerin. Jeweils am Mittwoch Nachmittag tippelte sie über das Strässchen zu unserem Haus, ein Lädermäppli in der Hand. Fräulein Mettier kam in die Stube, legte ab und sass neben mich ans Klavier. Sie sagte «alla turca». Sie meinte das Rondo der Sonate Nr.11 in A-Dur von Wolfgang Amadeus Mozart. Und also torkelte ich über die Tasten – berglerisch, nicht beschwingt türkisch.

Fräulein Mettier seufzte und winkte leicht mit ihrer rechten Hand, was hiess, ich solle auf die Seite rücken. Hei, nun galoppierten die Reiter vorbei, die Trompeten ihrer Anführer jubilierten und Fräulein Mettier erschien mir nicht mehr als vertrocknete alte Jungfer, sondern sie strahlte verzückt, die Akkorde ab Takt dreizehn hämmernd. Dann war ich dran; es klang wieder, wie wenn Steine durch die Geröllhalde trolen, vor allem wenn meine Fingerlein einen ganzen Akkord greifen mussten. Wieder zur Seite rücken. Fräulein Mettier spielte noch einmal vor – ihre Pädagogik war begriffslos, sie erklärte nichts, sie spielte vor. Und ich spielte nach; wenn es sein musste sie ein Cherli, ich dasselbe, dann wir beide zusammen. Nach einer Stunde gab sie mir die Aufgaben fürs nächste Mal.

Dann war Daniel, mein kleiner Bruder dran. Er hatte es nicht so mit «alla turca», übte nicht und verwickelte das Fräulein in musikphilosophische Gespräche und gab der Lehrerin Eiercongnac aus dem Kasten neben dem Klavier. Er wurde später ein begabter Schlagzeuger. Bald stand das Fräulein auf, steckte das Zehnermöbli ins Ledermäppli und tippelte fröhlich zum Postauto. Fräulein Mettier kam fünf Jahre lang Mittwoch für Mittwoch, sie machte mich – vorspielend – vertraut mit Clementi, Scarlatti, Bach und sogar Beethoven, wo ihr bei «Für Elise» wichtig war, dass ich den Anfang «con moto» spiele, was sie natürlich nicht in Worte fasste, sondern vorspielend darstellte: Sie schloss die Augen und wiegte den Kopf leicht hin und her. Beat, mein Freund lernte Cello, Peter Klarinette. Drei kamen später via die Knabenmusik zur Kunst. Heute sind sie Veteranen und immer noch am Horn. Die andern 11 Kinder meiner Schulklasse haben kein Instrument gelernt – die Glücklichen, dachte ich, denn sie mussten ja auch nicht «alla turca» üben bis die Finger leierten.

Ich lernte in Malans musizieren, einem Dorf im Kanton Graubünden an der Eisenbahnstrecke zwischen Landquart und Davos. Ich wohne heute im Dörflein Fläsch nebenan. Vor ein paar Jahren sprachen meine Nachbarn Elly und Walti und ich: Wir machen Fläscher Klänge in unserem Dorfsaal. Musik, Essen, Trinken. Wir haben keine Dorfmusik, aber unter uns 500 Fläscherinnen

und Fläscher sind aber einige, die in Kapellen spielen, über die Bühne rocken, rappen, jodeln oder gar von der Musik leben. Von 19 bis 24 Uhr spielte jede Halbstunde eine Kapelle, ein Orchester oder es sang ein Chörli. Die einzige Bedingung – jemand der Musikgruppe wohnt im Dorf. So kam eine Wundertüte zusammen. Das Walensee-Orchester geigte und flötete Händel und Schubert; grossartig die Schellner – 24 mächtige Männer rund um Peter Kunfermann selig machten einen Riesenkrach mit grossen Kuhglocken – Mark & Bein erschütternd. John Cage wäre entzückt gewesen. Zuerst aber traten die Musikschüler auf. Es sind ein gutes Dutzend Knaben und Mädchen. Fräulein Mettier ist schon lange auf dem Friedhof, sie besuchen die Musikschule von Landquart. Je nach Jahr und Mode stehen Elektrogitarren in Reih und Glied, Posaunen, Kornetts, Saxophone, Schlagzeug. Die Kapelle «Young blood» spielte vier Stückli, die sie eigens für die Fläscher Klänge geübt hatten – «Black Magic Women» aber auch «Alpenblumen», den flotten Walzer von Kasi Geisser.

Durch den Abend feiernd und hörend blieb mir eindrücklich, wie gut diese Buben und Mädchen sind, technisch und auch schon künstlerisch. Ich spiele nun seit dreissig Jahren Klarinette als heiterer Amateur – «alla turca» zeigte mir ja meine Grenzen als Pianist – aber wie die kleinen Fläscher die «Alpenblumen» über die Bühne walzerten, liess mich seufzen – käme ich mit, grad ab Blatt? Und wie sie mit ihren Kamarädli im Ensemble zu recht kommen, ist eindrücklich. Vier Elektrogitarren unisono – Carlos Santana hätte weinen müssen. Kurz – es hat sich viel verändert, seit Fräulein Mettier mich verlassen hat. Das musikalische, das technische Können, dann aber auch die grosse Schönheit, wie Musikmachen Kultur für alle hat werden können. Nicht nur der Knopfdruck für Musik von Youtube ist verbreitet, sondern auch musizieren.

Ich bescheide mich auf den Kanton Graubünden, dessen Kulturkommission ich seit ein paar Jahren präsidiere: Die Musikschule für alle ist die wichtigste kulturpolitische Tat, die unsere Generation fertig gebracht hat. Um- und weitsichtig hat der kürzlich zurückgetretene Kulturminister Martin Jäger die Musikschule als Grundfeste einer Kultur und Kunst für alle gefördert, gehegt und durch die Budgetdebatten geschaukelt. Es ist eindrücklich, wie die Musikschule mittlerweile in Gesetzen und Verordnungen befestigt ist. Und so ist heute von der Val Müstair bis in die oberste Surselva die Musik mit 16 Schulen zu Hause, dazu kommen noch drei überregionale für die kleinen Sänger und für die Blasmusikantinnen. 2,7 Mio Franken bezahlt der Kantons, dazu kommen die Beiträge der Gemeinden. Die Musikschule ist – wie schön – der grösste Ausgabeposten der öffentlichen Kulturförderung. Neben der Grundausbildung hin zu einem leidlichen «alla turca» imponiert mir auch die Art, wie Talente entdeckt und gefördert werden. Wir zeichnen in Graubünden jedes Jahr Hoffnungen der Kunst, Kultur und Wissenschaft mit Förderpreisen aus – jedesmal ist eine Musikantin dabei, jede wurde in der Musikschule geweckt und macht nun ihren Weg als Profi in der Kunst, wo das Leben wohl am härtesten ist.

Zur Zeit sind in den Musikschulen Graubündens über 7000 Mädchen und Knaben eingeschrieben. Sie werden von 426 Lehrerinnen und Lehrern unterrichtet – Fräulein Mettier, obschon nie verheiratet, hat also sehr viele Kinder gekriegt. Und ihre Nachkommen haben im Unterschied zu Fräulein Mettier, die nach «Alla turca» und Eierlikör jeweils ein Zehnergeld in ihr Mäppli steckte, alle einen anständigen Lohn wie die Primarlehrer, Sozialversicherungen, einigermaßen zuverlässige Aussicht. Und nebst Musik für alle, ist also die soziale Sicherung der Musiklehrer ein Vorbild, wie Veranstalter mit Künstlern umzugehen haben. Anständig sein ist auch in der reichen

Schweiz keineswegs üblich, in der Musik nicht, im Theater nicht, in allen anderen Künsten auch nicht. Veranstalter sollen Musikschulen als Vorbild nehmen. Solches Pathos mag den einen oder anderen Künstler – genial, unbändig, wolkenküssend – genieren. Aber wenn ich sehe, wie viel Kunst wir täglich überall und endlos aufführen und wie miserabel ihre Produktionsbedingungen sind, so habe ich schon Hochachtung vor der Arbeit der Musikpolitikerinnen. Die Arbeitsbedingungen der Musikschule fielen ja keineswegs vom Himmel, sie haben sie erstritten, hartnäckig, gut organisiert selbstbewusst. Und sie schauen gut darauf, dass sie nicht zusammengehauen werden in Sparrunden.

Die Musikschule für alle ist also die mit Abstand wichtigste kulturpolitische Tat, die unsere Generation fertig gebracht hat. Gekrönt ist die Musikschule sicher mit dem Verfassungsartikel 67a im Jahr 2012, der ihr einen Rang im Grundgesetz einräumt und zum Beispiel zu den Sommerlagern geführt hat. 593 solche Intensivwochen sind bis 2018 durchgeführt worden, besucht von über 20 000 Kindern. Was sie dort lernen, hören wir ja immer in den Alpentönen, wenn die Musikschule Uri zum Grande Finale ihres Sommerlagers einlädt.

Damit wird den Stand der Musikschule halten, ja verbessern können, müssen wir in den Alpenregionen, woher die Töne des Festivals ja kommen sollen, auf drei Feldern etwas tun.

Das eine ist das Geld. National hat seit der haushoch gewonnenen Abstimmung von 2012 über den Musikunterricht Musik als einzige Kunst einen Verfassungsrang. Die Musikschule ist heute auch in ländlichen Regionen politisch und ideologisch so gut befestigt, dass die Chefsparrer verzweifeln, weil sie an deren Budgets heranwollen. Haushoch wiesen die Luzerner und Luzernerinnen vor zwei Jahren die bürgerlichen Politiker in Schach, die der Musikschule für alle grosses Leid antun wollten, die öffentlichen Beiträge halbierend. Die alpinen Kantone geraten in den nächsten Jahren in Geldnöte. Der Druck auf die Kultur, auf die Musikschule mit ihren stattlichen Zuwendungen wird zunehmen. Wir werden Pauken und Trompeten rüsten, uns dagegen zu wehren.

Das zweite Feld ist noch einmal das Geld. Mit Pathos rief ich «Musikschule für alle». Aber sie ist dennoch nicht für alle. Die Tarife sind zu hoch. 500 bis 900 Franken pro Semester können Familienbudgets belasten. Und sind in den Alpenregionen oft karger als im Unterland. Sogar der Bundesrat hat in seiner Kulturbotschaft festgestellt, dass in der Tarifgestaltung schweizweit etwas passieren müsse, dass die öffentliche Hand mehr zahlen muss, dass 30 Prozent Subvention zu gering ist.

«Musikschule für alle» gilt auch für die Kinder aus portugiesischen, spanischen, kosovarischen, serbischen und geflüchteten Familien. Sie sind bei uns in den Alpen, wo der Fremdenverkehr gedeiht, zahlreich, in der Musikschule aber seltener als die der Camenischs, Cantienis und Camichels. Das hat nicht nur, aber auch mit den Kosten zu tun. Wir sollten die Gunst unserer Jahre nutzen, und die teils zu hohen Tarife mit öffentlichem Geld senken und zudem Zahlmodelle erfinden, die es den Kindern der Alemeidas, da Silvas und Redzepis erleichtern zum Klarinett zu greifen.

Das dritte Feld schliesslich: Es gibt immer weniger Kinder dort, wo die Töne unter alpinen Umständen gelernt, geübt und gespielt werden – wir werden allerhand zu tun haben, um die

demografische Veränderung in den Alpentälern mit dem hohen Rang der Musikschule im Gleichgewicht zu halten. Den Musikschulen tröpfeln die Musikanten weg. Wir werden wacker Phantasie entfalten müssen, wie die Institutionen mit weniger Geigerinnen und Trommlern stabil bleiben. Wer weiss, vielleicht gibt es gar eine Wiederkunft von Fräulein Mettier, wenn Störlehrerinnen sich wieder auf Tour aufmachen, sich neben ihre Schüler setzen, «alla turca» sagen und mit dem roten Farbstift klopfen.

Köbi Gantenbein ist Verleger der Zeitschrift Hochparterre und Präsident der Kulturkommission von Graubünden. Er lebt und arbeitet in Fläsch und Zürich. Nach seiner Zeit mit Fräulein Mettier am Klavier, lernte er beim Fräulein Berger Querflöte, die er im Prättigauer Kammerorchester und in einer Rockkapelle zum besten gab. Später lernte er Klarinett, das in der Kapelle Bandella delle Millelire mit Amateuseeligkeit spielt.

20.8.2019, KG